


Nr 22. Bydgoszcz/ Bromberg, 28. Januar 1938




(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Während der letzten Worte haben die Freunde die Loggia verlassen und Bernds Zimmer aufgesucht, darin sie in der gemütlichen Rauchecke Platz nehmen.

„Am meisten freue ich mich ja auf meine Arbeit, Franz; aufs Schaffen, darauf, wieder im Berufsleben wirken zu können."

„Damit wird sich wohl die Tätigkeit deiner Frau in der Kanzlei erübrigen", meint Helbing zögernd.

„Das ist es eben", erwidert Bernd lebhaft. „Nun wirst du also auch verstehen, warum ich jetzt schon daran denke, ihrem Leben einen anderen Inhalt zu geben und dich gebeten habe, mir dabei zu helfen . . ."

„Indem ich sie ins Theater führe. Nein, mein guter Bernd, so wirst du dieses Problem kaum lösen können. Aber gestatte mir die Frage des Freundes: Willst du denn unter so veränderten Umständen diese Ehe aufrechterhalten?"

„Selbstverständlich, Franz, wie kannst du nur etwas anderes denken?"

„Nun, dieser Gedanke liegt doch immerhin nahe, wenn man erwägt, daß dann die Voraussetzungen, unter denen dieser Pakt zwischen euch geschlossen wurde, nicht mehr gegeben sind; denn es ist ja nur ein Pakt und war niemals eine Ehe."

„Damit hast du wohl recht. Aber Dina ist ein so feiner, anständiger Kerl, ein so guter Kamerad, dem ich zu so unauslöschlicher Dankbarkeit verpflichtet bin, daß es mir gar nicht in den Sinn kommen kann, ihr diesen Pakt aufzukündigen."

„Und daß sie es tut, hältst du wohl für gänzlich ausgeschlossen?"

„Wie sollte sie auf diese abwegige Idee verfallen?! War Dina bis jetzt schon als Frau Doktor Rainer gut versorgt, so wird sie ein noch weit angenehmeres Leben führen können, wenn ich selbst erst wieder der Kanzlei vorstehe, der sie auch dann weiter eine äußerst schätzenswerte interne Kraft bleiben soll. Denn Dina völlig aus dem Kanzleibetrieb ausschalten, hieße diesen schwer schädigen; sie ist nämlich eine ganz hervorragende Juristin, diese Blandine Mathesius . . ."

„Lieber Bernd, du nennst Blandine „Mathesius", du sagst „hervorragende Juristin", du betonst „feiner, anständiger Kerl und guter Kamerad", du unterstreichst „unauslöschliche Dankbarkeit", du sprichst von der „Versorgung" der Frau, die offiziell deine Gattin heißt, von allem, was du ihr sonst noch an Annehmlichkeiten des Lebens bieten willst, dank deiner auskömmlichen Lage. Aber du bedenkst nicht, ob diese Ehe, die keine ist, in dieser sonderbaren Form auch unter den ganz veränderten äußeren Umständen durchführbar, ja überhaupt tragbar ist!?"

„Mein Gott, Franz. Das läßt sich nicht jetzt am grünen Tisch entscheiden. Das bleibt abzuwarten. Das wird sich schon irgendwie entwickeln. Und bei der doch vorhandenen gegenseitigen Wertschätzung ist durchaus die Voraussetzung dafür gegeben, daß dieser Pakt unter veränderten Umständen sogar zu einer recht guten Ehe werden kann."

„Das hältst du für möglich!?"

„Aber, gewiß doch. Warum auch nicht. Offengestanden, ist mir deine Erregung rätselhaft, alter Franz."

„Hältst du es auch dann noch für möglich, wenn Felicitas Olgers wieder in deinen Gesichtskreis tritt?"

„Warum fragst du das jetzt und so?"

„Weil Felicitas, die unverheiratete Felicitas, wohlgemerkt, neuerdings Dauergast bei den Lorenzens ist; weil ich bereits wiederholt dort mit ihr zusammengetroffen bin; weil auch deine Frau sie schon kennengelernt hat, und weil du ihr dann ebenfalls bald begegnen wirst und mußt."

„Das . . . das ist freilich eine . . . Überraschung für mich. Gut, daß du mich jetzt schon darauf aufmerksam machst . . . Aber diese Tatsache ändert natürlich nicht das geringste daran, daß ich wohl weiß, was ich der Frau schuldig bin, die nicht allein meinen Namen trägt, sondern sich auch ehrenvoll darum verdient gemacht hat."

„Und deine Liebe zu der andern . . .?"

„Eine Liebe, der man nicht leben darf, muß man in sich verschließen . . . so hart es einen auch ankommen mag . . ."

„Aber . . ."

„Kein „aber", Franz. Mein Weg ist mir ganz klar und eindeutig vorgezeichnet. Durch nichts und niemanden werde ich je auch um Haaresbreite davon abweichen. Ich danke dir für deine freundschaftliche Besorgtheit und kann dir die beruhigende Versicherung geben, daß ich ebenso innerliche Gefahren zu überwinden, wie das äußere Ansehen meines Namens zu wahren weiß."

Bernd ertastet Helbings eiskalte Rechte . . .

Indes die Kraft des Entschlusses dem Antlitz des Blinden ihr ruhevolles Gepräge verleiht, schreit aus des andern Zügen grenzenlose Verstörtheit . . .

Am folgenden Tag ist Ilse Waldner Gast im Rainerhaus. Das heißt, als „Gast" wirkt sie nicht einen Augenblick lang. Von Anfang an fühlt sie Zugehörigkeit und löst Verbundenheit aus. Sie gehört hierher; so wird es empfunden und so empfindet sie auch selbst.

Zu recht vorgerückter Abendstunde brechen Helbing und Ilse Waldner auf.

Schweigend haben sie bereits über die Hälfte des kurzen Weges zurückgelegt, als der Mann die Frage hervorstößt:

„Was sagen Sie zu ihr . . .? Ich meine, habe ich sie Ihnen richtig geschildert . . .? Nicht nur den lichten Reiz dieser mädchenhaften Frau, sondern auch ihr Wesen in seiner unerschlossenen Herbheit . . .?"

„Ja . . . Blandine Rainer ist genau so, wie ich sie mir vorgestellt habe", entgegnete Ilse Waldner langsam und bedacht. In Gedanken setzt sie hinzu:

„So wie ich es vermutet, wo nicht gefürchtet habe. Denn du großer Junge, Franz Helbing, weißt von dem wahren Wesen dieser Frau trotz deiner heißen Liebe zu ihr nichts; ahnst nichts von dem, was es in sich verschließt und dir darum verschlossen scheint; verstehst nicht den eigenen Glockenton ihrer Stimme, weil du nicht weißt, daß so nur Frauenstimmen klingen, die am Tage ruhige Bestimmungen und feste Anweisungen geben und des Nachts einsam in die Kissen schluchzen. Diese Blandine ist kein Dornröschen, das süßschlummernd auf den Prinzen wartet, der es wachküßt. Immer stärker wird meine Befürchtung, daß diese zarte und doch starke Frau, daß diese wissende, leidende Seele durch kein Geschehen je dein werden kann, armer Franz Helbing . . .

Aus ihren Gedanken heraus kommt es aber dann spontan von ihren Lippen:

„Ich bin sehr froh, daß ich gekommen bin."

„Und ich erst recht", erwidert der Mann überzeugt und doch ahnungslos.

Hierauf trennt man sich mit einem herzlichen „Gute Nacht", nachdem Helbing Ilse Waldner noch in ihr Zimmer begleitet hat.

*

Aus dem kalten Schatten des hohen, düsteren Tores zum Kriminalgericht in Altmoabit tritt Blandine hinaus in den hellen, sonnendurchglühten Junitag. Unwillkürlich bleibt sie stehen, läßt sich von der leuchtenden Helle umfangen, die selbst der Nüchternheit dieser Straße Glanz gibt.

Abwesenden Blicks übersieht sie den Gruß von Justizrat Hartwig, einem ehrlichen Bewunderer ihrer Fähigkeiten und Begabung, welche er selbst dann lobend anerkennt, wenn sie ihm — wie heute — im Gerichtssaal als Gegnerin eine glatte Niederlage bereitet.

Der lebhafte alte Herr spricht nun so lange auf sie ein, bis sie ihm schließlich doch ihre Aufmerksamkeit zuwenden muß. Das wird ihr wirklich nicht leicht, denn sie fühlt sich mit einemmal recht abgespannt. Hartwig entgeht das nicht.

„Müde . . . Kollegin?"

„Ein wenig . . . aber das wird sich schon wieder geben."

„Würde Ihnen gar nicht schaden, mal gründlich auszuspannen. Sehen verteufelt blaß und schmal drein."

Während dies Hartwig in dem ihm eigentümlichen gutmütigen Knurrton feststellt, denkt Ilse Waldner, die auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig seit etwa einer halben Stunde auf Blandine wartet:

Dieser Hauch von Leid und Melancholie paßt zu ihrer Schönheit; er läßt sie lieblicher erscheinen, hebt die gewollte Strenge auf.

Sie beobachtet, wie Blandine sich von dem Justizrat verabschiedet. Dann geht sie rasch auf sie zu:

„Hallo . . . Frau Doktor . . ."

„Ach, Fräulein Waldner", grüßt Blandine ebenso erfreut wie überrascht, „welch schöner Zufall . . . aber nein", setzt sie in plötzlichem schreckhaften Erkennen hinzu und wird noch um einen Schein blasser, „das ist kein Zufall . . . da ist etwas geschehen . . ."

„Ja, ich habe tatsächlich auf Sie gewartet", entgegnet die andere, schiebt ihren Arm unter den Blandines und biegt mit ihr in die Rathenower Straße ein, „nachdem ich nämlich auf meinen Anruf in Ihrer Kanzlei erfuhr, wo ich Ihrer am raschesten und sichersten habhaft werden könnte."

„Was haben Sie mir so Besonderes zu sagen, Fräulein Waldner?!"

„Etwas Gutes, Frau Doktor, etwas sehr, sehr Schönes. . . . Helbing hat ein Telegramm aus Hamburg bekommen. Die Operation ist geglückt. Ich wollte es Ihnen selbst sagen. Und so rasch als möglich, auch wenn es auf der Straße sein müßte."

Ilse Waldner spricht absichtlich weiter, um der Frau, deren Arm in dem ihren zittert, deren große Augen feucht schimmern, Zeit zu geben, sich zu fassen.

„Gott sei Dank!" haucht Blandine. Und nach einer kleinen Pause: „Ich danke Ihnen, liebes Fräulein Waldner, ich danke Ihnen so sehr."

Dann überqueren die beiden schweigend Straßen und Plätze. Gehen, ohne es bewußt aufzunehmen, bis an ihr Ziel, das Rainerhaus.

Dort findet Blandine wieder Worte. Doch sie klingen bitter:

„Also, an Helbing ist zuerst gedrahtet worden . . . natürlich . . . jaja . . ."

Ilse Waldner bleibt eine Entgegnung erspart, denn im selben Augenblick biegt der Briefträger um die Ecke mit einem Expreßschreiben an Frau Dr. Rainer. Poststempel Hamburg.

Auf der Stelle reißt Blandine den Briefumschlag auf. Hastig mit fliegenden Händen. Dann jagen ihre Augen über die Zeilen . . .

„Der Brief ist natürlich noch von der Krankenschwester geschrieben, aber Bernd hat ihn diktiert. Gleich nach der Operation, sobald es ihm der Arzt gestattet hat." Blandines Stimme schwingt in freudiger Erregung. Alle Herbheit schwindet aus dem schönen Gesicht. Nur Liebe und Zärtlichkeit liegt auf den sprechenden Zügen.

Unbewußt hat sie sich in diesem Moment, der sie selbst überrumpelt hat, an Ilse Waldner verraten. Nun versteht diese alles.

Und mit der schmerzlichen Erkenntnis, daß Helbings Herzenswunsch unerfüllt bleiben muß, steigen traurige Zweifel auch darüber in ihr auf, ob dieser tapferen, menschlich wertvollen Blandine, zu der eine schwesterliche Liebe sie immer mehr hinzieht, je das höchste Glück des Frauentums beschieden sein wird . . .

Alles, was sie bei dieser Entdeckung empfindet, versteckt sie unter einem raschen, herzlichen Abschied.

*

Dieses ist der Wortlaut des Briefes, den Blandine in ihrem Zimmer immer wieder liest:

Meine liebe, gute Dina!

Fechner, der tatsächlich das Wunder an mir vollbracht hat, gestattet mir nun auch, Dir zu schreiben. Noch muß ich freilich dazu die Vermittlung der guten Schwester Gertrud in Anspruch nehmen, ebenso wie ich auch noch ein bis zwei Wochen unter dem festen Verband die letzte Geduld als Nichtsehender beweisen muß. Aber das ist unwesentlich. Wichtig ist nur, daß jetzt endlich ein vollwertiger Mensch zu Dir spricht. Ein Genesener, ein Geretteter, dessen Freude, Dir von nun ab ein reiches, farbenfrohes Leben bereiten zu können, ebenso groß ist, wie seine Dankbarkeit für alles, was der Krüppel von Deiner klugen Güte empfangen hat.

Ich verständige Dich noch rechtzeitig von meinem Kommen.

Grüße Freund Helbing und Fräulein Waldner.

In herzlicher Ergebenheit

Dein Bernd.

Rasch macht die Nachricht von der geglückten Operation die Runde in der Kanzlei.

Als Blandine am Nachmittag die Sprechstunde eröffnet, entdeckt Burkhardt einen neuen, lebendigen Zug in dem ihm so vertrauten Ausdruck ihres Gesichts, so, als hätte ihn eine Offenbarung geprägt, die Hoffnung der Sehnsucht entfacht, die schön und schwer zugleich ist. Das packt ihn jäh, reißt an seinem Herzen, so daß er nur etwas stammeln kann, was wie ein Glückwunsch lauten soll.

Mit einem weichen, ernsten Lächeln dankt ihm die Frau, in der im gleichen Augenblick zum erstenmal die Erkenntnis aufspringt, wie sehr Burkhardt eigentlich zu ihrem Leben gehört, welche Stütze er ihr beruflich ist, und daß er ihr mit einer Ergebenheit dient, die viel mehr jene eines guten Kameraden, als die eines gewissenhaften Kanzleiangestellten ist.

Er hängt menschlich am Rainerhaus, denkt sie, und es tut ihr wohl, das denken zu können. Sie braucht Menschen. Ganz instinktiv wacht dieses Begehren in ihr auf. Sie will neben der Freundschaft Helbings und der Ilse Waldners auch jene dieses Treuen nicht missen. Und so geschieht es, daß sie ganz impulsiv bittet:

„Kommen Sie doch nach Bureauschluß zu mir in die Wohnung . . . zum Abendessen . . . das heißt, wenn Sie nichts Besseres vorhaben."

„Wie könnte ich!" entgegnet er in einem Ton, der Blandine verrät, daß dieses so oft als gedankenlose Redensart gebrauchte Wort hier aufrichtiger Überzeugung entspringt.

Das Rasseln des Telephons auf ihrem Schreibtisch enthebt sie weiterer Entgegnungen, indes Burkhardt den Raum verläßt.

(Fortsetzung folgt.)

# Stafette des Todes.

Erzählung von Franz Erdmann.

In der Goldgräberstadt Nome, an der eisigen Küste der Beringsee, war in einem Winter die Diphtherie ausgebrochen, eine der gefürchtetsten Krankheiten im Norden. Unaufhaltsam lief die Epidemie durch alle Gassen, griff hier und da einem Weißen an die Kehle und stürzte sich mit unheimlicher Wut auf die Eskimos und Indianer. Die Ärzte taten, was Menschenkraft vermag, als aber der geringe Vorrat an Serum verbraucht war, wurde drahtlich eine dringende Bitte an die Regierung nach dem kostbaren Stoff geschickt.

Einige Tage darauf kamen dreihunderttausend Ampullen des Serums, in dicke Hasenfelle verpackt, in Nenana, der Endstation der Bahnlinie, an. Aber Nome lag noch weit im Norden, tausend Kilometer weit; dazwischen wilde Gebirge, menschenleere Ebenen, über die der Schneesturm heult, Flüsse, die zu übereinandergetürmten Eisschollen geworden sind, Strecken längs der Küste, wo gigantische Kräfte den Weg mit einem furchtbaren Durcheinander von Packeis verschüttet haben.

Wie also mitten im Winter ungefährdet mit dem Serum nach Nome kommen?

Man dachte zuerst an ein Flugzeug. Doch es fand sich kein Pilot, der so wahnwitzig gewesen wäre, den Flug durch die wilden Schrecken des nordischen Winters zu wagen. Blieb nur der Hundeschlitten. Alle Stationen an der Telegraphenlinie von Nenana bis Nome wurden daher angewiesen, die besten Hundegespanne und Treiber bereitzuhalten.

Als erster fuhr der Schwede Gunnar Kasson, ein verwegener Kerl. Halbblind vom treibenden Schnee, jagte er sein Gespann hundert Kilometer durch einen furchtbaren Sturm und lieferte das Serum glücklich in die Hände des Kanadiers Charlie Clyff. Ein Marder hatte ihm einst auf der Jagd ein Auge ausgerissen. Aber er sah mit dem einen Auge so gut wie manch einer mit zweien nicht. Er wartete schon mit dem Gespann vor der Station. Kaum war das Paket mit den Ampullen sicher auf seinem Schlitten untergebracht, so war er auch schon unterwegs. Das scharfe Auge des unerschrockenen Mannes wurde mit einer Flut von Eiskristallen und Schneeflocken überschüttet, daß es völlig verklebte. Er sah nichts mehr, doch sein braver Leithund brachte ihn sicher nach Tanana, wo niemand zu hoffen gewagt hatte, daß ihm die Fahrt gelingen würde.

Clyff hat nie erzählt, wie es ihm ergangen ist . . .

Der dritte war Leonhard Sepalla, ein Halbblut, der eine der schlimmsten Etappen des ganzen Wegs über den gefürchteten Tananafluß zurücklegte, obgleich ihm schließlich dabei das Gesicht erfror und er mehr tot als lebendig in Kallands ankam.

Noch schimmer erging es dem Eskimo Pete Olsen, dem die Fahrt über den Norton-Sund zufiel. Man riet ihm, die Nacht abzuwarten, da gerade ein wütender Orkan tobte, und dann die bei weitem längere Route um die Bucht zu wählen. Jede Stunde Verzögerung aber konnte ein Leben in Nome bedeuten. Darum vertraute Pete auf sein Hundegespann und stob in die Nacht hinaus. Die Dünung hatte das Eis aufgebrochen, und Pete mußte große Strecken über das wogende, krachende und ächzende Eis fahren. Doch gelang das Übermenschliche — er kam über die Bucht.

So wurde die kostbare Ladung von Mann zu Mann weitergereicht, und jeder von ihnen war ein Held an selbstloser Hingabe und Opfermut, wie ihn kein Epos besser und überzeugender schildern kann.

Inzwischen aber waren durch die Schnestürme die Telegraphendrähte nach Nome zerstört worden, und die Einwohner erduldeten schreckliche Nächte in verzweifelter Ungewißheit, ob das Serum sie erreichen würde. Schon war der größte Teil der Strecke zurückgelegt, als die Reihe an den letzten der Hundeschlittenführer, William Shannon in Golofnin, kam. Aber William, ein erfahrener Treiber, hatte sich einige Tage zuvor bei einem unglücklichen Sturz den Knöchel des rechten Fußes gebrochen. Wer sollte an seiner Stelle die gefahrvolle Fahrt wagen?

Der Orkan tobte mit unverminderter Wut, und eine Fahrt durch die sturmgepeitschte Nacht bedeutete für den Unerfahrenen sicheren Tod. Der Gemeinderat von Golofnin war ratlos. Alles stand auf dem Spiel: Hunderte von Menschenleben und mit ihnen Ehre, Ansehen und Stellung des Rats. Nach langem fruchtlosen Hin und Her atmete man erleichtert auf, als William Shannon selber einen jungen Deutschen, den Fallensteller Fred Faber, vorschlug, den irgend ein dunkles Geschick nach Golofnin verschlagen hatte. Wenn einer, so meinte Shannon, das Unmögliche möglich machen könnte, so sei es dieser, denn er sei zäh wie ein Wolf und stark wie ein Bär. Eligst wurde Fred herbeigeholt, und der Gemeindevorsteher fragte ihn, ob er das Gespann gegen hohe Belohnung treiben wolle. Da nahm Fred, als er erfahren hatte, worum es gehe, bedächtig die Pfeife aus dem Mund und sagte laut: „Ich fahre, und ich kann es, aber bezahlen lasse ich mir die Fahrt nicht."

Fred kannte Williams Gespann und dessen Leithund Balzo. Oftmals hatte er William ein Stück Weges begleitet, wenn dieser mit seinem Schlitten an den Jagdstellen vorüberkam, wo Fred auf Beute lauerte. Allmählich waren ihm alle die Pfiffe und Zurufe, womit William seine Hunde regierte, vertraut, und er durfte sich rühmen, schon nach einigen Versuchen mit der Lenkleine die Herrschaft über den Leithund und das Gespann gewonnen zu haben. Darum setzte er nun sein ganzes Vertrauen auf die Hunde.

Mit Anbruch der Dunkelheit waren alle Vorkehrungen zur Abfahrt getroffen. Der Schneesturm heulte um die Häuser und Hütten von Golofnin. Dennoch waren die Bewohner am Dorfausgang versammelt, um Fred Faber abfahren zu sehen. Da kam er, fast unkenntlich in dem dicken Pelz, lachte allen noch einmal zu, winkte mit der Hand. Gleich darauf war er im Schneetreiben verschwunden.

Als er in die lautlose Einsamkeit der weiten Schneefelder tauchte, fuhren die Hunde mit der Schnauze in den Schnee. Wütend fiel ihn auf der ungeschützten Ebene der Sturm an, riß und zerrte an ihm, warf sich mit furchtbarer Gewalt gegen seine Brust, daß ihm der Atem ausging. Die Hunde keuchten, und ihre Flanken begannen zu zittern. Nur langsam kam Fred vorwärts. Alle Augenblicke mußte er vom Schlitten springen und nebenher durch den meterhohen Schnee stapfen, daß ihm trotz des Orkans der Schweiß von der Stirn rann. Aber der Leithund Balzo tat seine Pflicht. Kilometer auf Kilometer ging es vorwärts, bis Fred zu einer Höhe kam, von wo er die mit Packeis bedeckte Bucht überschauen konnte, an deren jenseitigem Ufer Nome lag. Noch hatte er das Schlimmste nicht überstanden — die gefahrvolle Überfahrt. Grimmiger als Marder, die er lebendig gefangen, würde ihn dort der eisige Wind anspringen. Wehe ihm, wenn die Hunde dort auf dem Eis in eine der tückischen Wasserlachen gerieten, die von Zeit zu Zeit über das geborstene Eis quellen!

Von solchen Gedanken beunruhigt, fuhr Fred den ziemlich steil abfallenden Hang zur Bucht hinab. Todesschweigen war um ihn her. Kein Baum, kein Strauch ragte hier aus der schrecklichen Einöde der Schneefelder, die sich unabsehbar an der Bucht entlangzogen. Heulend kam der Sturm über das Eis und überschüttete ihn mit scharfkantigen Eisstücken. Die Hunde winselten und sahen ihn kläglich an. Sie waren völlig erschöpft. Er mußte ihnen Ruhe gönnen. Ihm selber zitterten die Knie. Er konnte sich kaum noch aufrecht halten. Auf allen vieren kroch er zu Balzo, dem Getreuen, der traurig den Kopf hängen ließ. Mit Tränen in den Augen umarmte er ihn, küßte ihn auf die struppige Stirn und raunte ihm flehend ins Ohr: „Halt aus, Balzo, du Guter, halt aus!" Dann zog er einen Sack vom Schlitten und entnahm ihm einige Hasenfelle, die er zur Sicherheit mitgenommen hatte. Er umwickelte damit die Beine der Hunde, um sie gegen die todbringende Feuchtigkeit zu schützen.

Eine Weile lagen sie so ermattet im hohen Schnee. Allmählich aber fühlte Fred, daß ihm die schreckliche Kälte durch den Pelz und die Kleidung drang. Er konnte sich nicht mehr aufrichten. Die Beine waren ihm wie gelähmt. Mit letzter Kraftanstrengung zog er sich auf den Schlitten, griff nach der Lenkleine und stieß keuchend hervor: „Vorwärts, Balzo!"

Der Hund heulte auf und tat einen Schritt. Jaulend sprangen die andern Hunde auf und zogen an. Hinunter glitt der Schlitten von dem hohen Ufer auf das Eis der Bucht. Dort drüben lag Nome. Dort drüben harrten sie verzweifelt seiner. Doch die Kräfte schwanden ihm mehr und mehr. Zusammengekrümmt lag er auf dem Schlitten, der auf dem glatten Eis schneller dahinglitt. Erleichtert griffen die Hunde aus. Nun ging es dem Ziel zu, das ihn alle Not und Qual vergessen ließ — er mußte hinüber. — —

Im Morgengrauen sahen die Wachtposten, die am andern Ufer der Bucht harrten, im heulenden Schneesturm eine zusammengesunkene Gestalt auf einem Schlitten auftauchen, der

von einem Rudel dampfender Hunde gezogen wurde. Sie stürzten ihm entgegen, hoben den leblosen Körper des Erfrorenen vom Schlitten und trugen ihn in ihr Blockhaus.

In knapp einer Stunde wußte es ganz Nome. Das Serum arbeitete. Schon liefen Gerüchte von Wundern der Heilung um. Vom Fieber Verzehrte, die von den Ärzten aufgegeben waren, schlugen wieder die Augen auf. Acht Tage später hatte sich die düstere Wolke der Epidemie ins Grenzenlose verflattert.

*

Heute ist an der Stelle, wo die Wachtposten einst den Schlitten mit dem Toten fanden, ein steinernes Denkmal zu sehen, auf dessen Sockel ein Schlitten mit Zugtieren steht. Auf dem Sockel liegt die im Schmerz zusammengekrümmte Gestalt eines Mannes, der krampfhaft mit beiden Händen die Lenkleine umschlossen hält. In die vordere Wand des Steinsockels sind die Worte eingehauen: „Der aber hat die größere Liebe, der sein Leben gibt für seine Brüder."

Und darunter: „Dem Retter aus Todesnot. Die dankbare Stadt Nome."

## Sinkende Weltgeltung.

Der französische Buchhandel befindet sich „unter dem stärksten Druck einer noch nicht dagewesenen Krisis des Buches", so wird von wohlunterrichteter Seite in den „Münchener Neuest. Nachr." festgestellt — Ch. Bauschinger gibt soeben in den „Mitteilungen" der Deutschen Akademie an, daß die Bucherzeugung seit drei Jahren dauernd zurückgeht und von 1934 bis 1936 von 12 280 Einheiten auf 9319 gefallen ist. George Duhamel schreckte 1936 die französische Presse auf, indem er das Schwinden des französischen Buches im Ausland beklagte — freilich noch durchaus auf äußere Gründe (Wirtschaftslage, Devisenschwierigkeiten usw.) zurückführte. Nun erhebt der bekannte Historiker Octave Aubry seine Stimme. In der ganzen Welt werde das französische Buch durch das englische, deutsche und italienische verdrängt. Die Organisation des Bücherabsatzes sei schlecht, die Zusammenarbeit zwischen Verleger und Schriftsteller mangelhaft, die Steuerpolitik unsinnig und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit müsse stärker auf geistige Dinge hingelenkt werden. Liegen die Ursachen der französischen Buchkrise nicht tiefer? Im Ausland jedenfalls, und da die französischen Kritiker sich vorerst scheuen, das Kind beim richtigen Namen zu nennen, so müssen wir es tun: Der Rückgang des französischen Buchabsatzes vollzieht sich beinahe naturgesetzlicher Notwendigkeit in demselben Maße, als die Geltung der französischen Sprache zurückgeht. Schon vor fünfzehn Jahren hätte die französische Kulturpolitik — vielleicht zu ihrem Nutzen! — erkennen können, daß das Ausland längst nicht mehr so aufnahmefähig war wie einst, wenn sie nicht eine maßlose Verschenkungspolitik betrieben hätte. Wir haben selbst an einzelnen Plätzen im Ausland Tausende von französischen Werken, seit Jahr und Tag in Kisten wohlverpackt, stehen sehen, die von der ausländischen Bücherei weder bestellt noch untergebracht werden konnten. Gewiß ist das französische Buch, viel mehr als das deutsche, ein Verschleißartikel (das ergibt sich schon aus seinem äußeren Gewand), aber das Gesetz, wonach bei Überangebot eine Entwertung der Ware eintritt, gilt in solchen Fällen auch beim Buche. Trifft eine solche Politik nun mit der rückläufigen Entwicklung des französischen Unterrichts im Ausland zusammen, dann können allerdings Katastrophen von ungeahntem Ausmaße auftreten. Fehlen doch in zehn Jahren bereits Millionen möglicher Käufer dadurch, daß in Deutschland an Stelle des Französischen das Englische erste Fremdsprache geworden ist. Daß das deutsche Buch von Jahr zu Jahr im Ausland mehr Leser gewinnt, ist richtig — dafür zu sorgen, daß sein Geltungsbereich vervielfacht wird, ist gerade im Hinblick auf die hier skizzierten Zusammenhänge eine besonders gebieterisch nationale Pflicht. th.



## Bunte Chronik



**Entstehungsdauer der Braunkohle.**

Die Braunkohle wird im allgemeinen als Kohle jüngerer Schichtgesteine bezeichnet und ist aus Vermoderung von Holzgewächsen entstanden. Im Verlauf neuerer lagerstattkundlicher Untersuchungen im Halleschen Geiseltal hat man nun auch, wie Professor Dr. Johannes Weigelt kürzlich in „Forschungen und Fortschritt" mitteilte, Anhaltspunkte zur Bestimmung der Bildungsdauer von Braunkohle gewonnen. Die große Mächtigkeit der Kohle des Geiseltalbeckens erklärt man aus dem Zurückweichen der Schichtstufe der Steinsalzlager im Zechstein durch Auflösung im tieferen Untergrund und des damit verbundenen Einsinkens des Beckens in der Braunkohlenzeit. Nach Angaben von Professor Weigelt finden sich nun in der Beckenfacies der Geiseltalkohle jahreszeitlich gebänderte Schichten, die einem Klima mit großer und kleiner Regenzeit entsprechen. Und zwar bezeichnet der Rhythmus: dicke dunkle Lage — helle Lage — dünne dunkle Lage — helle Lage jedesmal ein Jahr. Eine 5 Meter mächtige schwarze Bank hat sich in rund 500 Jahren gebildet und geht, wie man feststellen konnte, seitlich in ein helles Band von nur 10 bis 20 Zentimeter beziehungsweise in eine Sandlage über. Wenn also eine einzelne Bank zu ihrer Bildung 500 Jahre benötigte, so erhalten wir nach Ansicht des Forschers als Mindestzahlen für die Bildungsdauer des Oberflözes 40 000 Jahre, der Mittelkohle 20 000 und der Unterkohle 40 000 Jahre, also insgesamt 100 000 Jahre für die Bildung unserer Braunkohlen.

**Griechenland vermindert die „Meckerer".**

Aus vielen ländlichen Gegenden Griechenlands sind seit langem Klagen gekommen, daß die gefräßigen Ziegen alles, was nur irgendwie grün ist, abfressen. Der Landwirtschaftsminister hat nun sehr zum Leidwesen der vielen Züchter angeordnet, daß die Ziegenzucht eingeschränkt werden soll. Zur Begründung dieser Maßnahme führte er aus, daß Italien nur zwei Millionen Ziegen besitzt, während das viel kleinere Griechenland ungefähr sechs Millionen der Meckertiere beherberge.



## Lustige Ecke



**Erfahrung.**

Zimmermieter: „Sie werden in mir einen soliden Mieter haben. Meine vorige Wirtin hat bei meinem Auszug Tränen vergossen."

Vermieterin: „Det gibt's bei mir nicht, hier wird die Miete vorher bezahlt!"

*



Wenn Kindermädchen spannende Romane lesen.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.